# Der deutsche Landwirt in Kleinpolen

Vierzehntägig erscheinende Beilage zum „Ostdeutschen Volksblatt", herausgegeben unter Mitwirkung des Verbandes deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Kleinpolen

Nr. 8 — Lemberg, am 21. Ostermond — 1929

## Ernste Dinge, lächelnd besprochen von einem lateinischen Bauern

Da wurde immer behauptet, es gebe keine rechten Winter mehr und nun ist einmal einer über uns gekommen, wie sich eines ähnlichen der vielberufene „älteste Mann" nicht erinnern kann. Eines der ersten Bücher, die ich als Junge in die Hand bekommen habe, war die Beschreibung der österreichischen Nordpolexpedition unter Payer und Weyprecht. In dem Buche war, wenn ich nicht irre, auch davon die Rede, daß das Quecksilber im Thermometer erstarrt sei. Prr! Da lief es einem kalt über den Rücken. Aber wenn man alt genug wird, kann man mancherlei erleben. In diesem Winter ist da und dort das Quecksilber geronnen, denn das geschieht bei 39½ Grad Kälte des hundertteiligen Celsiusthermometers. Ob ichs noch einmal erlebe, ob es in unseren Breiten in einem oder zwei Menschenaltern wieder einmal vorkommt, muß dahingestellt bleiben.

Merkwürdig, daß so ein rechter Winter, „kernfest und auf die Dauer", wie ihn der Dichter Claudius besingt, niemandem recht ist. Wie sollte er auch! Was zu viel ist, ist zu viel und, was lang dauert, geht nicht schön. Die Schäden, die der strenge Herr angerichtet hat, sind ungeheuer groß. Zum Teile wird man sie erst in ihrem ganzen Umfange zu erkennen und abzuschätzen vermögen, sobald die Fesseln des Frostes gelöst sind. Auch die Landwirtschaft gehört zu den Leidtragenden, obwohl der Winter noch nicht begraben ist. Jetzt — zu Beginn des Märzen — sieht es fast so aus, als sollte es überhaupt nie mehr Frühling werden. Aber keine Sorge: der holde Lenz wird erscheinen. Vielleicht hat auch er den Ehrgeiz, einmal seine volle Kraft zu zeigen, und dann kann ja vieles wieder gut werden, was der Winter verbrochen hat. Freilich, eine kleine Ueberlegung führt uns zur Verzagtheit zurück. „Schöner Frühling, komm doch wieder, lieber Frühling, komm doch bald!" singen die Kinder in der Schule. Wir möchten gerne einstimmen, wenn wir nicht heiser wären. Aber wie denn? Soll er bald kommen, dann muß er Gewalt anwenden. Denn in die Tiefe ist der Boden mindestens einen Meter gefroren und obenauf liegt, selbst in der Ebene, fast ebenso hoch Schnee. Ob es heuer mehr geschneit hat, als andere Jahre, weiß ich nicht; nur ist heuer aller Schnee liegen geblieben. Wird daraus jählings Wasser — der Boden kanns nicht aufsaugen — so faßt kein Gerinne diese Massen. Wenn Nachtfröste etwas bremsen, mags noch angehen, wenn aber auch in den Nächten der laue Tauwind weht, womöglich noch Regen heranführt, dann Gnade uns Gott! Das wäre der zeitige Frühling. Der späte, der wahrscheinlicher ist, wird mit gemischten Gefühlen empfangen werden. Unsere Arbeiten werden sich zusammendrängen und deshalb nicht mit solcher Sorgfalt verrichtet werden können wie sonst. Aber doch wieder ein Trost und eine Hoffnung dabei: Spätfröste werden vermutlich ausbleiben. Während wir in Mitteleuropa Ohren und Nasen erfroren, war es oben im Norden: in Grönland, Island, Nordskandinavien ungewöhnlich mild. Dort oben pflegt der Winter, wenn er von uns gewichen ist, noch auf der Lauer zu liegen und uns in die Baumblüte, manchmal auch in die Kornblüte, ein paar Hände voll Schnee zu werfen, sehr oft aber als Reifbringer seine Besuchskarte zu hinterlassen. Heuer wird er sich wohl weiter zurückziehen und uns in Ruhe lassen. In den eben genannten Ländern ist ihm nicht aufgebettet.

Das Jahr 1928 war trocken. Die Pflanzen konnten die im Boden vorhandenen Nährstoffe nicht völlig ausnützen, ohne daß diese in den Untergrund geschwemmt worden wären. Nun hat noch die Schneedecke den Boden vor Verlusten geschützt und der Herbst ihn tief gelockert. Alles in allem: wir dürfen auf ein fruchtbares Jahr hoffen. Wie die Saaten den Winter überstanden haben werden, wissen wir noch nicht. Die Schneehülle, die ja sonst von Vorteil ist, kann auch einmal zu stark und zu dicht gelagert sein und die Saaten ersticken. Dann steht noch die Gefahr des wiederholten Auftauens und abermaligen Einfrierens im Frühjahr bevor. Hoffen wir aber, daß wir vor unerträglichem Schaden bewahrt bleiben.

## Das Buch des Bauern

Von Ing. Karl Koberg, Leitmeritz.

Seit Kaiserin Maria Theresia die Volksschule allgemein eingeführt und Josef II. die Leibeigenschaft aufgehoben hat, ist die Kunst des Lesens und Schreibens auf dem Dorfe üblich geworden. Besonders nach 1848 seit Erbuntertänigkeit, Robot und Patrimonialgerichtsbarkeit aufgehoben sind, schätzt der Bauer diese Fertigkeiten als geistige Ergänzung seines Rechtes der Freizügigkeit hoch ein. Zunächst also aus wirtschaftlichen Gründen:

Die Naturalwirtschaft wich im letzten Jahrhundert der Geldwirtschaft, und die landwirtschaftliche Genossenschaft entstand als notwendiger Mittler zwischen Bauernhof und Volkswirtschaft, die sich ihrerseits wieder zur Weltwirtschaft erweiterte. Ein dichtes, schier unentwirrbares Verkehrsnetz verbindet seither Stadt und Land. Wegweiser in diesem, die Grenzen des Dorfes weit überschreitenden Gesichts- und Betätigungsfeld sind Zeitungen, Zeitschriften und Bücher. Es ist keine Frage, daß der Bauer nicht derselbe bleiben konnte, der er noch vor hundert Jahren, etwa seit Karls des Großen Zeiten war. Bauerntracht ist eine Seltenheit geworden; Bauernkunst in Haushalt und Hausgerät war einmal. Und weil Sitten ein Gefäß für innere Lebensgüter bilden, so ist, als das Gefäß zerbrach, auch viel an wertvollem Inhalt verloren gegangen. Der Bauer ist seiner selbst nicht mehr sicher, er schielt nach der Stadt, und bringt von dort neben vielen nützlichen Dingen auch Geräte und Gewohnheiten in sein Dorf, die dort nicht hinpassen und zerstörend wirken.

Denn die Welt des Dorfes ist eine andere als die der Stadt. Der Bauer wirkt inmitten der still schaffenden Natur, — der Städter auf dem lauten, hastigen Menschentheater. Der Bauer hat wachsendes Leben zu pflegen, — die Stadt schafft tote Dinge. Der Städter ist der vom Boden gelöste Nomade; nicht nur örtlich, auch geistig wohnt er heute hier, morgen dort; er ist aufgeschlossener, lebendiger als der Bauer, aber auch abgeschliffener und abgegriffener. Der eigentliche Bauer aber hat festen Boden unter den Füßen, auf seinem Dorfe ist die Familie noch eine Arbeitsgemeinschaft auf eigenem Besitz. Das gibt ihr innere Geschlossenheit, hält sie frisch und ursprünglich. Dieser Bauer ist nicht etwa ein zurückgebliebener Städter, prägt vielmehr Kultur des Dorfes nach seinen eigenen Entwicklungsgesetzen, wofür die Wirtschafts- und Gesellschaftsorganisation des neuzeitlichen Bauerntums in Genossenschaften rühmlich zeugt.

Es fällt gegenüber der ungeheuren wirtschaftlichen Leistung des Bauern in der Geschichte der letzten hundert Jahre auf, daß der Bauer im Vergleich zum Industrieunternehmer den Zugang zur Wissenschaft und Technik moderner Landwirtschaft verhältnismäßig selten durch das Buch findet. Weit mehr haben ihn zum wirtschaftlichen Fortschritt die Leistungen der großen Gutshöfe angespornt, als Hilfsmittel dienten dann landwirtschaftliche Fachvereine und Fachausstellungen, organisatorisch immer wieder in Verbindung mit dem Genossenschaftswesen. Schule und Fachbücher blieben bisher etwas abseits vom Arbeitsleben des Bauern. Möglicherweise ist mit daran schuld der städtische Zuschnitt unserer „allgemeinen" Bildung, mehr aber noch das im Bauern tief eingewurzelte Mißtrauen gegen alle Weisheit, die auf anderem Wege als auf dem durch tausendfach unmittelbare Erfahrung gegründeten und jederzeit im eigenen Arbeiten erprobbaren einlangt. Der Bauer wurde bisher vielleicht auch zu sehr von seiner Wirtschaftsaufgabe aufgezehrt, als daß er die Behaglichkeit zum Lesen gewinnen konnte. Andererseits wurde von „Literatur" zunächst fast nur „Kitsch" in das Dorf geschafft. Das Dorf war das Feld für Kolportagebuchhandel. Die Abneigung des Bauern gegen Literatur ist demgemäß zum Teile eine gesunde Verachtung des „Kitsches". Glücklicherweise schwinden mehr und mehr diese äußerlichen und innerlichen Hindernisse, die den Verkehr des Bauern mit dem Buche hemmten. Es fehlt dem Bauern im Winter nicht mehr an Licht und seine Maschinen verkürzen seine winterliche Arbeitszeit. Und wenn auch noch lange nicht die Scheu vor dem Buche überwunden ist, wird sie doch mit der Zeit dadurch gemildert, daß auch in jedem Dorfe die Gemeindebücherei Voraussetzungen für das Ar-

teil des künftigen Bücherkäufers schafft. Der recht beratende Buchwart macht dem Bauer den Weg zu guter Literatur frei. Er vermeidet alle jene Werke, die den tüchtigen wirklichkeitsnahen Bauern zur Verurteilung aller Literatur verführt haben; er schließt aus seiner Bücherei alle Machwerke aus, die gesunden Verstand zum Vergleich von Wirklichkeit und erdichteter Unwirklichkeit aufreizen zu der harten und in der allgemeinen Fassung völlig ungerechten Verdammung „Dichtwerk ist durchaus erlogen". Leider kommt durch unkundige Buchwarte noch vielfach die Schwarz-Weißmalerei der Detektivgeschichten, Marlittiaden und sonstiger sogenannter „Volks"-literatur in unsere Dorfbüchereien. Solche Machwerke treiben vielfach ihre Leser zu falschen Vorstellungen von der Welt, geben ihnen die Einbildung, sie zu kennen und machen dadurch im übelsten Sinne halbgebildet. Das wäre durch rechte Vermittlung guten Lesestoffes zu verhüten!

## Die Mechanisierung der landw. Kleinbetriebe auf genossenschaftlichem Wege.

Von Diplomlandwirt F. Conrad.

Während die landw. Großbetriebe mit allen Voraussetzungen für eine zweckmäßige und wirtschaftliche Anwendung mechanisierter Arbeitsmethoden die Umstellung von Hand- auf Maschinenarbeit in allen Betriebszweigen bereits in weitgehendstem Maße durchgeführt haben, ist der landw. Mittel- und Kleinbetrieb in dieser Entwicklung noch weit zurückgeblieben; naturgemäß um so weiter, je kleiner die Betriebe sind und — soweit Ackerbau in Frage kommt — je größer die Zerstückelung (Parzellierung) der Grundstücke ist. Aber auch der landw. Mittel- und Kleinbetrieb wird durch zunehmende Abneigung vor schwerer Handarbeit, die Landflucht der Arbeiter, nicht zuletzt die Ueberlegenheit der Maschinenarbeit, gezwungen, zur stärkeren Anwendung mechanischer Hilfsmittel überzugehen. Die Schwierigkeit der landw. Mittel- und Kleinbetriebe bestehen nun darin, daß — namentlich bei der heutigen Geldnot und mangelnden Rentabilität der Landwirtschaftsbetriebe — die Gelder für die Anschaffung der Geräte nicht aufzubringen sind, daß ferner diese Betriebe einen größeren Gerätepark nicht entsprechend ausnützen können und daher Zinsverluste anstatt wirtschaftlicher Vorteile entstehen; oft fehlt auch der Platz für eine geeignete Unterbringung. Ein Ausgleich für den Nachteil, den hier der Klein- vor dem Großbetrieb hat und der um so schwerer ins Gewicht fällt, je kleiner der Betrieb ist, kann allein gefunden werden in der gemeinsamen und bezw. genossenschaftlichen Anschaffung und Haltung der mechanischen Hilfsmittel, die dem heutigen Stand der Technik entsprechen. Es wird sich hier aller Voraussicht nach für die Gegenden, wo der Kleinbetrieb vorherrscht, ein neues, weites Feld genossenschaftlicher Betätigung ergeben. Es soll nicht übersehen werden, daß für die Mechanisierung des Ackerbaues die Zerstückelung der Grundstücke außerordentlich erschwerend wirkt und deshalb im Interesse der Existenzbehauptung des landw. Kleinbetriebes die Zusammenlegung der Grundstücke zu begrüßen wäre; andererseits liefert jedoch die heutige hochentwickelte Landmaschinenindustrie auch Acker- und Erntegeräte, die sich auch bei ganz schmalen und kleinen Grundstücken mit Vorteil verwenden lassen; der Hinweis auf die Zerstückelung der Grundstücke kann somit als ausschlaggebender Grund gegen eine Mechanisierung der Kleinbetriebe nicht mehr in dem Maße wie früher anerkannt werden.

Die genossenschaftliche Verwendung von Maschinen und Geräten ist an sich nicht neu: abgesehen von den zahlreichen sogen. landw. Produktionsgenossenschaften, die satzungsgemäß größere maschinelle Anlagen genossenschaftlich unterhalten und betreiben (Winzergenossenschaften, Dreschgenossenschaften, Molkereigenossenschaften, Elektrizitätsgenossenschaften usw. usw.) haben seit Jahrzehnten auch die landw. Waren- und Kreditgenossenschaften die verschiedensten landw. Geräte zur gemeinsamen Benützung bezw. zum Ausleihen an ihre Mitglieder gehalten. Verschiedene dieser Genossenschaften haben sich auch größere mechanische Betriebe angegliedert, z. B. Dreschmaschinen, hydraulische Keltern usw. usw. Im übrigen sind z. B. bei den badischen landwirtschaftlichen Genossenschaften als solche Geräte zu finden: Pflüge, Wieseneggen, Walzen, Kultivatoren und Grubber, Sämaschinen, Pflanzenspritzen, Mostereigeräte, Schrotmühlen, Putzmühlen und Trieure, Kleereiber, Strohseilmaschinen. Seit neuerer Zeit: Hackmaschinen, Düngerstreumaschinen, Hederichspritzen, Trocken-Beizapparate, Kartoffelerntemaschinen, Getreidereinigungsanlagen.

Diese in genossenschaftlichen Händen befindlichen Geräte stellen ein ganz beträchtliches Kapital dar und werden auch durchweg allgemein und gern benutzt. Es handelt sich also bei der Organisierung der genossenschaftlichen Maschinenbenutzung nicht um eine neue Sache, sie bedarf nur eines Ausbaues, der den heutigen Verhältnissen Rechnung trägt. Leider ist es Tatsache, daß in der Praxis diese genossenschaftlichen Geräte oft das Sorgenkind von Vorstand und Rechner sind. Abgesehen von größeren Anlagen, für die in richtiger Weise überall ein besonderer und auch entsprechend bezahlter Bedienungsmann aufgestellt ist, wandern diese Geräte ohne genügende Kontrolle von Hand zu Hand, erhalten schlechte oder gar keine Wartung, Schmierung usw. und werden daher sehr schnell abgenutzt und unbrauchbar. Nachher bleiben sie unbeachtet in irgend einer Ecke liegen. Es ist klar, daß bei einem solchen Verfahren keine Erfolge mit der genossenschaftlichen Benützung von Gerätschaften erzielt werden können und daß auf diese Weise eine Abneigung gegen die genossenschaftliche Anschaffung und Haltung von Geräten aufkommen muß. Diese Mißerfolge können und müssen bei richtiger Einteilung, die sich überall durchführen läßt, vermieden werden. Diese Einteilung muß um so mehr platzgreifen, je mehr die Zahl der genossenschaftlich gehaltenen Geräte zunimmt. Für jedes, auch das einfachste Gerät, muß ein bestimmter Mann als „Gerätewart" aufgestellt sein, der das Gerät in Verwahrung hält, über Abgabe und Eingänge Buch führt, die Wartung der Schmierung sowie eventl. notwendig werdende Ergänzungen vornimmt oder größere Reparaturen rechtzeitig veranlaßt. Grundsätzlich ist dann auch für jedes Gerät eine wenn auch kleine Benützungsgebühr zu erheben, die zu einem Teil dem für das Gerät verantwortlichen „Gerätewart" zufließen soll, im übrigen für Neubeschaffung, größere Reparaturen usw. zu verwenden ist. Nur durch Festsetzung einer Gebühr für die Benützung und durch Bestimmung einer verantwortlichen Person läßt sich ein Interesse an rechtzeitiger Zurückgabe und eine wirksame Kontrolle über die Benützung sowie den Urheber etwaiger Beschädigungen erzielen und vorzeitiger Verschleiß oder Zerstörung zum Schaden der Genossenschaft verhüten. Ergänzt kann diese Einteilung noch werden durch eine technische Revision der Genossenschaftsgeräte in größeren Zeitabständen durch Fachleute der Genossenschaftszentrale; auf diese Weise würde eine Kontrolle der Tätigkeit dieser „Gerätewarte" geschaffen. Bei der hier skizzierten Einteilung können gegen die genossenschaftliche Haltung und Anwendung von Geräten keine Bedenken mehr bestehen; ein geeigneter Mann für diesen Zweck, der unter Umständen, d. h. wenn es die Eigenart des Gerätes erfordert, dasselbe auch selbst bedient, kann und wird an jedem Ort gefunden werden. Probleme, an die bisher vielerorts noch nicht gedacht worden ist und die doch für die Rentabilität der Landwirtschaft von entscheidender Bedeutung sind, z. B. die Einführung der Tiefkultur, die motorische Bodenbearbeitung in den Kleinbetrieben, können auf diese Weise gelöst werden und sind auch in verschiedenen Ländern Süddeutschlands, z. B. Bayern, bereits energisch in Angriff genommen worden. Den Gegnern der genossenschaftlichen Maschinenhaltung sei erwidert, daß auch der Großgrundbesitzer, ja jeder Fabrikant oder sonstige Unternehmer seine wertvollen Maschinen fremden Leuten zur Bedienung überlassen muß, die an den Geräten gar kein Interesse haben, während der Genossenschaftler, der die Maschine benutzt, sogar Miteigentümer ist. Der gute Erfolg der genossenschaftlichen Haltung von Gerätschaften aller Art ist also lediglich eine Frage der richtigen und praktischen Einteilung. Je größer der Maschinenpark ist, der genossenschaftlich gehalten wird, desto größere Sorgfalt wird bei der Aufstellung eines geeigneten „Gerätewarts" verwandt werden müssen und desto notwendiger ist diese Einteilung.

Die Aufgabe, dem landw. Mittel- und Kleinbetrieb seine Existenz zu erhalten, ist nicht nur von größter volkswirtschaftlicher, sondern auch von sozialer Bedeutung.

Ein wesentlicher Teil dieser Aufgabe ist die Umstellung dieser Betriebe auf wirtschaftlichere maschinelle Methoden; sie wird nur auf genossenschaftlicher Grundlage oder gar nicht gelöst werden können.

# Landwirtschaft und Tierzucht

## Landmanns Arbeiten im April.

Der April (oder Ostermonat) bringt dem Landwirt bereits Außenarbeit in Hülle und Fülle. Ist er doch nicht nur für einzelne klimatisch bevorzugte Gegenden, sondern ganz allgemein der Hauptsaatmonat. Dabei ist zu beachten, daß man durch sorgfältige Ackerung und reichliche Düngung verbunden mit reinem, vollwertigem Saatgut erheblich an der Aussaatmenge

sparen kann und trotzdem noch mehr erntet! Der Landmann beendet in diesem Monat das Drillen der Sommersaaten, also von Hafer, Sommergerste, Klee und Futterkräutern, wobei letztere für Kali und Phosphor besonders dankbar sind. Wo noch nicht geschehen, gibt man dem Roggen den nötigen Stickstoff, aber wegen der vorgerückten Jahreszeit nur noch in Form des schnell wirkenden Salpeter, möglichst fein geklopft und gesiebt; denn bei Handsaat ist nachher jeder Wurf zu sehen und wo Kali und Salpeter zu dick hinkommen, da verbrennt bei Trockenheit die Pflanze. Dann wird noch schnell der Weizen durchgeeggt und schon gehts aufs Kartoffelfeld. Durch Grubbern und Eggen werden die Quecken herausgebracht und auf dem Brettwagen abgefahren. Beim Abladen zieht man dann einfach die Bretter heraus! Darauf wird gekalkt, nochmals gegrubbert und endlich gepflanzt, je nach der Gegend hinterm Pflug oder mit dem Spaten bezw. Stampfholz. Beim Legen mit dem Spaten wird vorher markiert, dann wechseln sich zwei Personen im Löchermachen und Einwerfen der Knollen ab. Die Frühkartoffeln werden blind gehäufelt und Futterrübenkerne gelegt. Für den Feldgemüsebauer ist es jetzt Zeit, die Spargelbeete sauber umzugraben (bezw. neue anzulegen) und gegen Monatsende beginnt schon das einträgliche Spargelstechen. — Die Grünlandflächen werden abgeharkt, deren Maulwurfshaufen planiert und etwaige Disteln und Herbstzeitlosen gestochen. Grabenauswurf wird breit geharkt oder auf den Komposthaufen gebracht. Das schon ungeduldige Vieh wird auf die Weide vorbereitet, die Schafe werden ausgetrieben. Im Stall werden Hufe und Klauen geschnitten, wobei die Allgäuer Methode vorbildlich ist, und hochtragenden Tieren gegebenenfalls die Euter entspannt. Die Getreidevorräte werden durchgeschaufelt, hoch durch die Luft und strahlenförmig, denn mit der höhersteigenden Sonne drängt jeder Keim zum Lichte!

## Genossenschaftswesen

### Die Genossenschaft und unsere Frauen.

Wir entnehmen dem Neuwieder Landwirtschaftlichen Genossenschaftsblatt, Nr. 2, den nachstehenden Artikel, der auch unsere Leser interessieren dürfte. Die Schriftleitung.

Die letzten zehn Jahre haben in dem Leben unserer Frauen einen Aufschwung gebracht, wie man ihn kaum für möglich gehalten hätte. Fast alle Berufe sind ihnen geöffnet worden, so daß sie ihre Tätigkeit überall entfalten können. Heute tritt uns die Frau im kaufmännischen Leben, im Erziehungswesen der Schule, im Gesundheitswesen als Aerztin, ja auch im Gerichtsleben und auf der Kanzel entgegen. In manchen Fällen mag sie ihre Tätigkeit besser verrichten können als der Mann, aber immer nimmt sie dort, wo sie einen selbständigen Beruf einnimmt, die Stelle eines Mannes weg, der dadurch verhindert wird, eine Familie gründen zu können. Doch auf diese Frage soll hier nicht eingegangen werden, es soll nur festgestellt werden, daß die Frau fast überall zu finden ist, nur im Genossenschaftswesen trifft man sie selten. Es ist geradezu erstaunlich, welch geringes Interesse der größte Teil unserer Landfrauen ihrer Genossenschaft entgegenbringt. Sie wissen wohl, daß eine Genossenschaft besteht, daß sie auch manchen Nutzen von dieser Genossenschaft haben, das ist aber auch alles. Das kann nicht so bleiben und darf nicht so bleiben. —

Zunächst wollen wir einmal die Frage streifen, wie es kommt, daß unsere Frauen so geringes Interesse zeigen. Unser Genossenschaftswesen nennt sich ländliches Genossenschaftswesen. Es umfaßt also in erster Linie das Land. Alle Fortschritte wirtschaftlicher und kultureller Art haben aber ihren Ursprung nicht auf dem Land, denn der Landbewohner ist durch seine harte und schwere Arbeit zurückhaltend, konservativ, geworden. Er wägt erst, ehe er wagt. Das ist ihm nicht zu verdenken und ist aus seiner Arbeit zu verstehen. Die Fortschritte, die also die Frauen in den letzten zehn Jahren gemacht haben, sind auf dem Lande noch nicht in Erscheinung getreten. Weibliche Beamte, außer der Lehrerin, findet man auf dem Dorfe nicht, und die Frau nimmt auf dem Lande lange nicht den Anteil am öffentlichen Leben wie in der Stadt. Das ist der eine Grund. Der Landbewohner, der Mann, fühlt sich aber auch in seinem Herrentum bedroht, wenn die Frau auch mit in die Wirtschaft hineinreden will. Darum halten viele Männer ihre Frauen absichtlich fern, um sich jeden Einspruch oder Widerspruch in der Wirtschaft oder im Haushalt zu ersparen. Ob das recht ist, ist eine andere Frage, die jeder nach seiner Einstellung beantworten wird. Auf diese Einstellung des einzelnen wollen wir jedoch jetzt nicht achten, sondern wir wollen zeigen, daß die Frau unbedingt hinein in die Genossenschaft gehört, daß sie dort mitarbeiten soll, also mithören, mitreden und mittun. Warum soll sie das?

Unsere Genossenschaften haben eine doppelte Aufgabe; eine wirtschaftliche und eine ideelle. An beiden aber sind unsere Frauen gleich stark beteiligt, so daß es ein schwerer Fehler wäre, wollte man auf ihre Mitwirkung verzichten oder sie gar ausschließen. Um das genauer und klarer zu erkennen, müssen wir einmal auf einzelne Beispiele eingehen. Die Warenanstalten unserer Verbände müssen immer verschiedene Sorten Mehl liefern. Wohl täte es auch eine gute Einheitssorte, aber die Ansprüche sind verschieden, so daß ihnen Rechnung getragen werden muß. Natürlich ist ein Unterschied in der Qualität und auch im Preis. Welches Mehl soll die Genossenschaft beziehen? Das ist eine Frage, die Männer schwer lösen können, weil ihnen in diesem Punkte die Erfahrung fehlt. Neben der Qualität spielt nämlich auch die Backfähigkeit des Mehles eine große Rolle. Hat aber eine geringere Sorte Mehl, die also im Preise tiefer steht, eine ebenso gute Backfähigkeit als eine bessere Sorte, dann besteht doch gar kein Grund, diese Sorte nicht zu nehmen. Wir Landbewohner stoßen uns glücklicherweise noch nicht alle daran, wenn unser Brot eine etwas dunkle Farbe hat. Es schmeckt uns trotzdem ebensogut, wie dem Städter sein Weißbrot. Nehmen wir also das geringere Mehl, dann sind wir im Preise bedeutend im Vorteil, wir können es mit jeder Konkurrenz aufnehmen. Wer aber soll den Ausschlag geben? Doch nur die Frau, die täglich ihre Erfahrungen in dieser Beziehung macht. Sie allein kann die Backfähigkeit gut beurteilen, und ein aufklärendes und belehrendes Wort aus ihrem Munde kann der Genossenschaft große Dienste tun. Bei dem Bezug von Saatgut, Sämereien und Futtermitteln ist es nicht viel anders. Unsere Landfrauen stehen mitten im Betriebe mit darin, sie müssen Hand mit anlegen bei Saat und Ernte. Sie haben ein ebenso lebhaftes Interesse an dem Gedeihen der Früchte wie der Mann auch. Sie sehen den Unterschied, der sich zwischen den einzelnen Feldern zeigt, und wissen auch, daß solche Unterschiede durch die Verschiedenheit des Saatgutes hervorgerufen werden. Allerdings erkennt hier die Frau die tieferen Zusammenhänge oft nicht, da eben sich hier auch ein Mangel bemerkbar macht. Es fehlt ihr die Vorbildung für den Beruf als Landwirtsfrau und unsere Landwirte des flachen Landes nehmen ihre Frauen in den seltensten Fällen mit zu ihren Versammlungen, wo die Frau auch etwas lernen könnte. Die Frau hat keine Zeit, sie muß Kleider flicken und Strümpfe stopfen. Ist natürlich eine festliche Veranstaltung, so muß die Frau Zeit haben, doch zu belehrenden Veranstaltungen darf sie ruhig zu Hause bleiben. Die Futtermittel gehen in der kleineren ländlichen Wirtschaft in den meisten Fällen durch die Hände der Frau. Sie kann sich also auch in diesem Falle ein Urteil erlauben. Wohl ist es ihr nicht möglich, den Gehalt an Eiweiß und Fett mit dem Auge zu erkennen, aber ein gewisses Urteil bildet sich mit der Zeit doch heraus. Also kann auch in diesem Fall die Frau manchen Rat geben.

Ein Kapitel für sich bilden die Düngemittel. Die Preise, die dafür bezahlt werden müssen, können unsere Frauen nicht verstehen. Sie sind entsetzt, wenn die hohen Beträge bezahlt werden sollen. Auf der anderen Seite sind sie aber sehr mißgestimmt, wenn der Acker des Nachbarn infolge guter Düngung einen besseren Stand aufweist. Um hier zu einem guten Ausgleich zu kommen, gibt es nur einen Weg, die Frauen aufzuklären, ihnen einen gründlichen Einblick in die Verhältnisse zu geben. Das kann aber nur geschehen, wenn wir die Frauen mit in die Genossenschaft hereinziehen, wenn wir versuchen, ihnen einen besonderen Einblick in die Verhältnisse zwischen Düngung und Ernte zu geben, damit sie erkennen, daß die teuren Düngemittel uns einen Nutzen bringen, daß sie den Ertrag steigern, daß wir einfach gezwungen sind, die wirtschaftlich höchsten Erträge aus unseren Aeckern zu holen, und daß uns dies ohne den Kunstdünger nicht möglich ist.

Neben den wirtschaftlichen Aufgaben stehen die ideellen. Auch sie dienen ja teilweise wirtschaftlichen Zwecken, und bei ihrer Durchführung kann die Frau der Genossenschaft große Dienste leisten. Daß wir nach der Inflation darauf bedacht sein müssen, auch wieder Spargroschen zu erhalten, wird jedem vernünftigen Menschen klar sein. Gerade dabei spielt nun die Frau eine große Rolle. Was wird heute für ein Aufwand an Kleidung getrieben! Alles putzt sich, weil man nur noch der Meinung lebt, Kleider machen Leute. Mancher Groschen und manche Mark könnte in dieser Beziehung gespart werden, und hauptsächlich die Frau und Mutter ist es, die ihn sparen könnte. Dem kann man entgegentreten, wenn die Frau in der Genossenschaft mitarbeitet, wenn sie mit zu den Versammlungen kommt. Noch ein anderer Grund hält aber unsere Landfrauen vom Sparen in ihrer Ge-

nossenschaft ab. Die Frau ist eher zu Mißtrauen geneigt als der Mann und sie ist es, die ihr Geld der dörflichen Genossenschaft nicht anvertrauen will, weil sie glaubt, der Nachbar könne erfahren, wieviel sie gespart habe. Deshalb ist sie eher dafür zu haben, das Geld in einer städtischen Bank oder Sparkasse anzulegen, als in der Dorfbank. Auch diesem Uebelstand kann man abhelfen, indem man die Verhältnisse unseren Frauen klarlegt. Es erfährt bei der Genossenschaft der Nachbar ebensowenig etwas wie in der Stadt. Die Verwaltungsorgane sind zum Schweigen verpflichtet, und sie machen sich strafbar, wenn sie etwas ausplaudern. Sollte aber die Nachbarin erfahren, daß eine andere Familie Spargelder in der Genossenschaft hat, so ist das auch nicht das größte Uebel. Einmal sollen wir als Menschen und als Christen, die wir doch sein wollen, uns freuen, wenn es unserem Nachbarn gut geht, wenn es ihm gelingt, einen Spargroschen für Notzeiten zu erübrigen. Andererseits regt aber gerade dieser Spargroschen manchen Menschen an, hinter seinem Mitmenschen nicht zurückzustehen. Der Neid wird in diesem Falle dann zum Anreger einer guten Eigenschaft. Haben unsere Nachbarn Spargelder, so müssen wir auch welche haben, denn wir wollen nicht hinter ihnen zurückstehen. Auch die Zinssätze unserer Genossenschaften müssen unseren Frauen bekannt sein, damit sie einsehen, daß wir dieselben Zinsen und oft noch höhere bezahlen als die städtischen Kassen. Erreichen wir es, daß unsere Frauen Klarheit über die Verhältnisse unserer Genossenschaft haben, dann wird es uns sicher nicht zum Nachteil sein.

Hat aber die Frau Klarheit, dann wird es ihr auch leicht verständlich sein, daß auch sie ihre Namensunterschrift hergeben muß, wenn ihr Mann ein Darlehen aus der Genossenschaft haben will. Oftmals werden die Frauen in diesem Falle von Mißtrauen erfaßt. Durch die Hergabe ihrer Unterschrift weiß sie aber nun, daß auch sie Schuldnerin der Genossenschaft ist, daß sie der Genossenschaft gegenüber Verpflichtungen hat, daß sie Zinsen zahlen und für Tilgung der Schuld Sorge tragen muß. Für die Genossenschaft ist dies wieder ein Vorteil. Ist weiter oben gesagt worden, daß die Frauen eher zu Mißtrauen geneigt sind, so sind sie auf der anderen Seite wieder ängstlicher und besorgter als die Männer. Diese Angst und Sorge trägt dazu bei, daß die Schuld gewissenhaft und bald getilgt wird. Selbstverständlich ist das nicht bei allen Frauen der Fall, denn es gibt auch welche, die gerne Schulden machen, recht ungern aber die gemachten Schulden bezahlen. —

Wir sehen also, daß wir die Frauen in unsere Genossenschaftsarbeit mit hereinziehen, daß wir auch mit ihnen Aufklärungsarbeit leisten müssen. Gründe genug sind in den vorstehenden Zeilen gezeigt worden. Auch ihnen muß der Grundsatz in Fleisch und Blut übergehen: Du mußt deine Waren von deiner Genossenschaft beziehen und mußt ihr auch deine ersparten Gelder zuführen. Doch das ist nicht genug: Du mußt auch deinen Verpflichtungen der Genossenschaft gegenüber pünktlich nachkommen. Da möchte ich ein kleines Erlebnis, das einem Kasseler Verbandsbeamten vor einigen Jahren bei einem Besuche eines Vereins zustieß, erzählen. In der Generalversammlung ging es hart auf hart, die Geister konnten sich nicht einigen. Da trat eine Frau auf und glättete die Wogen. Schlicht und einfach erhob sich die wackere Frau und sagte: „Die meisten von euch scheinen gar nicht zu wissen, was wir an unserer Genossenschaft haben, ich will es euch sagen." Mit einfachen Worten erzählte sie dann, wie die Genossenschaft ihr und ihrer Familie geholfen habe. Nach diesen Ausführungen wurde man rasch einig, weil man die Wahrheit und Richtigkeit einsah. Wenn die Männer schweigen oder von ihren Ansichten nicht abgehen wollen, dann sollen die Frauen sagen, was die Genossenschaft für Vorteile bringt.

Wie ziehen wir nun die Frauen zur Mitarbeit heran? Am leichtesten geschieht dies durch die Mitgliederversammlungen. Diese müssen zu Familienabenden ausgestaltet werden. Sie müssen unbedingt auf zwei Punkte eingestellt sein: Arbeit und Freude. Arbeit an der Genossenschaft, das ist eine ernste Sache. Nach dem Ernst muß auch die Freude zu ihrem Recht kommen. Gesang, Musik, Theaterspiel und Vorträge müssen hinein in die Versammlung. Sie reizen unsere Genossen zum Besuch und zur Teilnahme, die Mitarbeit an dem ernsten Teil ergibt sich dann von selbst. Wer es recht versteht, vor allen Dingen auch die damit verknüpfte Arbeit nicht scheut, seine Mitgliederversammlungen über den Ton trockener geschäftlicher Verhandlungen hinauszuheben, der wird eine echte Genossenschaft erziehen, bei der auch die Frauen gerne und rege mitarbeiten. Daß dies möglich ist, erfuhr ich kürzlich bei einem Vortrag, den ich zu einer Mitgliederversammlung hielt. Da saßen neben den Männern auch die Frauen, ja die Jugend, Burschen und Mädchen, war auch vertreten. „Genossenschaft und unser Dorfleben" lautete das Thema meines Vortrages, und ich sprach zu dem ganzen Dorf. Darum muß in Zukunft unsere Aufgabe sein, unsere Frauen mit in das Leben unserer Genossenschaft hereinzuziehen, damit sie dort mitarbeiten zum Wohle der Genossenschaft. H. Weißbrod.

## Landwirtschaftlicher Fragekasten

88. Wie dünge ich zu Futterrüben und Kartoffeln ins Frühjahre am besten? L. V. L.

89. Welchen Kunstdünger verwendet man am besten als Kopfdünger für Winterweizen und Winterroggen? Wann ist die günstigste Zeit zur Anwendung? J. Sch.

90. Womit düngt man Wiesen im Frühjahre am vorteilhaftesten? J. Sch.

### Antworten.

88. Frühjahrsdüngung. Für die Futterrüben eignet sich als Kalidüngung Kainit, weil bei dieser Fruchtart die Nebensalze des Kainits einen günstigen Einfluß ausüben. Es empfiehlt sich, jetzt mit der Felderbestellung nach dem Ackern den Kainit aufzustreuen und mit der nächsten Pflugfurche oder Eggenstrich unterzubringen. Sollte eine Ergänzung erforderlich sein, dann wäre diese vor dem ersten oder zweiten Anhäufeln zwischen die Reihen zu streuen. Sollten Sie jedoch, weil Sie auch Kartoffeln düngen — ebenfalls 40prozentiges Kalisalz einfachheitshalber anwenden, so besteht nur der Unterschied, daß Sie kleinere Mengen benötigen (⅓ der Kainitmenge) und diese später, 8 bis 14 Tage vor Anbau, streuen können.

Für Kartoffeln verwendet man jetzt im Frühjahre am zweckmäßigsten 40prozentiges Kalisalz oder schwefelsaure Kalimagnesia. Ersteres genügt, wenn es 8 bis 14 Tage vor dem Legen der Knollen breit ausgestreut wird und wird dann genügsam mit dem folgenden Furchenpflug bezw. mit dem Zuackern der Kartoffeln diesen zugänglich gemacht. Eine etwaige Ergänzungsdüngung mit diesem Salz kann vor dem ersten Anackern zwischen die Reihen gegeben und mit angehäufelt werden. Oft ist es überhaupt empfehlenswert, ungefähr zwei Drittel des erforderlichen Kalisalzes vor dem Legen zu geben und das restliche Drittel vor dem ersten oder zweiten Anackern der Kartoffeln. Heute wird vielfach im Kartoffelbau die schwefelsaure Kalimagnesia verwendet, die sich im Kartoffelbau durch besonders hohe Gelderträge bewährt hat. Man kann dieses Salz knapp zum Anbau verwenden, die Magnesia wirkt ebenfalls günstig auf die Kartoffeln ein (Blattentwicklung, Stärkebildung!), nur gibt man von diesem Salz um zirka 50 Prozent größere Mengen als vom 40prozentigen Kalisalz. Man gibt entweder 200 bis 300 Kilogramm 40prozentiges Kalisalz oder 300 bis 450 Kilogramm schwefelsaure Kalimagnesia je 1 Hektar. Die Kalidüngung wirkt auch sehr unterstützend bei der Bekämpfung der Engerlinge. Eff.

89. Weizen-Kopfdüngung. Welchen Kunstdünger man als Kopfdüngung zu Weizen und Roggen verwendet, richtet sich in erster Linie wie jede Düngung nach der Bodenart und dem Kulturzustand. Die Frage enthält diese Angaben nicht. Sodann wird man im Frühjahre zur Kopfdüngung vorzugsweise solche Düngerarten verwenden, die sich rascher auswirken. In Ihrem Falle dürfte es empfehlenswert sein, bei Vegetationsbeginn, wenn der Boden bereits locker und abgelüftet ist, je 1 Hektar 150 Kilogramm 40prozentiges Kalisalz und 150—200 Kilogramm Superphosphat oder Thomasmehl im Gemenge zu streuen und nach einigen Tagen 100—150 Kilogramm Chilesalpeter. Nach dem Streuen kann leicht übereggt werden, was besonders für den Weizen günstig ist. Beim Streuen müssen die Pflanzen trocken sein, ein nachfolgender, leichter Regen ist günstig. Ist der Boden sehr ausgehungert und haben Sie vor dem Anbau keinerlei Düngung gegeben, so halten Sie obige Mengen um 30—50 Prozent stärker. Eff.

90. Wiesen-Frühjahrsdüngung. Die Wiese sollte bereits im Herbst oder Winter gedüngt worden sein. Da Sie nun damit in das Frühjahr hineinkommen, so ist es am besten, wenn Sie unter Beachtung der gleichen Zeit- und Streuregeln wie oben bei den Winterungen dieselben Düngerarten verwenden, jedoch die doppelten Mengen von Kalisalz und Superphosphat oder Thomasmehl und Chilesalpeter 150—200 Kilogramm. Nach dem Streuen ist besonders auf der Wiese ein nachfolgender schärferer Eggenstrich sehr angezeigt. Natürlich darf nach dem Streuen auch längere Zeit nicht gewässert werden, und hätte dies vorher und dann später bei Vermeidung jeder Schwemmwirkung zu erfolgen, also tatsächlich nur anfeuchtend.